

Theater in Ingolstadt

Historische Orte des Genusses (Teil 3)

■ Von Beatrix Schönwald (Fortsetzung des Beitrags „Historische Orte des Genusses“ aus den Historischen Blättern am 23. Dezember 2010)

Ingolstadt besitzt eine lange Theatertradition, das gilt nicht nur für die höfischen Spiele und Feste im Alten und Neuen Schloss, sondern auch für das Bürgertum. Seit der Bayerischen Landesteilung 1392, Ingolstadt wurde Haupt- und Residenzstadt, fanden Turniere und Hoffeste statt. Die Bürger besaßen ein eigenes Tanzhaus für ihre Festlichkeiten. Dazu gehörten auch Theateraufführungen von fahrenden Schauspielern, die seit dem 16. Jahrhundert bezeugt sind. Sie erscheinen

Provinz zwischen der heutigen Bergbräu- und Konviktsstraße.

Unter der Ägide des Ordens der Jesuiten entwickelte sich eine großartige geistliche Theater-Tradition, die sich aus dem Schultheater und den Volksschauspielen herausgebildet hatte.

Jakob Gretser S.J. (* 27. März 1562 in Markdorf; † 29. Januar 1625 in Ingolstadt) gehörte zu den großen lateinischen Philologen, Historikern und Dramatikern. Als Sohn des Markdorfer Bürgermeisters ging er 1576 in das Jesuitenkolleg in Innsbruck. Dort wurde er 1578 in den Orden aufgenommen. Er unterrichtete in Landsberg und Pont-à-Mousson und kam

den rechten Weg zu bringen. Zettel mit Warnungen stimmen den Doktor nachdenklich. Der Erfolg blieb aus, Cenodoxus erkrankt schwer. Es kommt zum Streit zwischen Engeln und Teufeln um die Seele des sterbenden Doktors. Die Ärzte können nur noch den Tod feststellen. Ein göttliches Gericht soll entscheiden, wer die Seele erhalten soll. Christus klagt den Doktor wegen Gotteslästerung an, worauf der Tote sich aufrichtet. Cenodoxus' Seele wird schließlich zu ewigen Qualen verdammt. Wieder richtet sich der Leichnam auf. Cenodoxus' Seele wird von den Teufeln verlacht und in die Tiefen der Hölle gerissen. 1602 wurde das Stück in Augsburg uraufgeführt, 1617 in Ingolstadt und zu einem Meilenstein des hiesigen Theaterbetriebes. Bidermann behandelt das Faust-Problem in ethisch-theologischer Fassung: kein Teufelspakt, kein Mirakel wie bei Udo, der Teufel ist stattdessen in einer Allegorie der Seelenkräfte vergeistigt. Das gesamte Streben des Professors an der Sorbonne ist auf eine Vergöterung des eigenen Ichs gerichtet, sein Lebensziel sind Ehre und Ruhm. Cenodoxus erreicht zu Lebzeiten sein Ziel, doch richtet ein Gericht im Jenseits über seine Taten und verdammt ihn. Anders als bei Gretser ist Bidermanns Hauptfigur nicht per se böse und schlecht. Er ist ein honorierter, frommer Mann. Er verfällt dem Laster der Hoffart, dem Streben nach Ruhm und Ehre ganz in der Tradition des Konrad Celtis. Bidermann erreicht mit seinem virtuosen Wechsel

zwischen Komödie und Tragödie ein farbig schauriges Spiel um einen viel rührenderen Sünder als den heldenhaft diabolischen Udo. Der Cenodoxus gilt als eine der Grundlagen für Goethes Faust. Das Motiv des Totentanzes greift Jakob Balde in Chorea mortalis 1646 ebenfalls auf.

Jakob Balde (* 3. Januar 1604 in Ensisheim im Elsass; † 9. August 1668 in Neuburg an der Donau). Jephthas gehört zu den Höhepunkten des Jesuitentheaters in Ingolstadt und läutete auch dessen Ende ein. Der gebürtige Oberelsässer vermittelt eine neue Gefühlswelt, quasi sublimerotisch in der grandiosen Weitung der Weltanschauung. Antithetik als Stilmittel des Jesuitentheaters findet in Jephthas seine höchste Vollendung. Menulmena liebt Pharaonissa, sie verkörpert in gewisser Weise die Liebe Christi zur Kirche: Die Geliebte opfert sich, hier das Thema Iphigenie, und symbolisiert Christus, der Liebende das Volk Gottes. Das Stilmittel der Antithetik war charakteristisch für das Jesuitentheater.

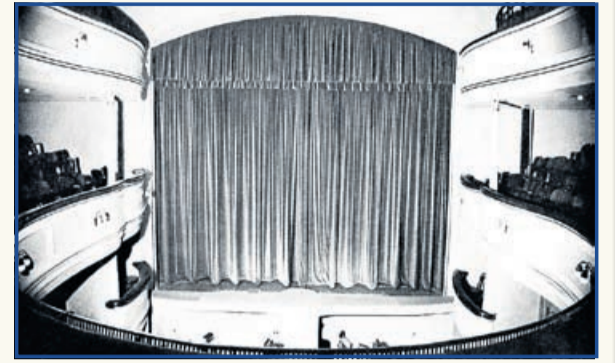
Schauplätze des Welttheaters waren der Betsaal Maria de Victoria und die Augustinerkirche Johann Michael Fischers, aber auch das ganz Stadtgebiet anlässlich der Feiern der Seligsprechung des Franz Xaver.

Epigonen und Erneuerer des Jesuitentheaters sind Franz Lang, Ignaz Weitenauer und Ferdinand Huber. Sie greifen die Neuerungen des französischen Theaters auf: Einheit von Ort, Zeit und Handlung. Mit Johann Nepomuk Mederer endet die Geschichte des Jesuitentheaters. 1758 wird „Nobili-

tas affectata et punita“ in Ingolstadt aufgeführt und nimmt die Spannungen des Studentenlebens auf. Die Kritik vieler betraf den mangelnden Glanz des gesellschaftlichen Lebens im ausgehenden 18. Jahrhundert. Mederer macht sich über diese Kritiken lustig. „Peregrinatio“ beschreibt die Entfremdung des Theaters durch den französischen Einfluss und die Gefahr für Kirche und Religion durch die Aufklärung.

1773 kam das Stück „Philosophi huius seculi medicatio“ zur Aufführung und beendete die lange Tradition des pädagogischen jesuitischen Theater. Es waren die Studenten und Jesuitenschüler, die dieses Theater aktiv geprägt hatten. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens und dem Weggang der Universität verschwindet die 400-jährige Geschichte des gelehrten Schauspiels.

Im 19. Jahrhundert versuchten Theaterliebhaber-gesellschaften diese Lücke zu schließen: Laiengruppen dilettierten auf nicht immer hohem Niveau. Es gab Schauspielunternehmen, die über die Lande zogen, manche Gruppen quartierten sich sogar für eine Saison ein. Ein aktives Theaterpublikum etablierte sich in Ingolstadt mit Beginn der Bayerischen Landesfestung. Das Militär dominierte. Das Theatergebäude



Blick auf die Bühne des Theaters am Rathaus 1929
iz-Foto

stand am Schließelmarkt, heute Kaufhaus Mayr. Es war klein und beengt. Auf dem Spielplan standen August von Kotzebue, die Klassiker, meist aber unterhaltsame Possen. Selten sind Freilichtaufführungen überliefert wie z.B. 1823 oder 1833.

Der Stadtrat wusste mit dem Theater nichts anzufangen. Dessen Bedeutung für Kultur und Gesellschaft ist heute unbestritten. Damals nahmen die baulichen Mängel derart überhand, dass schließlich die staatlichen Stellen einschreiten mussten. 1811 wurde bereits überlegt, das Theater in die kurfürstliche Reitschule oder in die Theresienstraße zu verlegen. Erst Landrichter Gerstner konnte das Platzproblem mit allgemeiner Zustimmung lösen: Die Wintereitschule in der Hallstraße. Auch die Festungsbaukommission stimmte zu. Zum Entsetzen des Theaterkomitee kam das Veto seitens des bayerischen Königs. 1829 beendete es seine Arbeit.

1846 gab es einen erneuten Vorstoß für einen Umbau des Theaters am Schließelmarkt. Der Ingenieur-Hauptmann Haubenschmid legte eine entsprechende Denkschrift vor.

(Dieser Artikel wird im Ingolstädter Anzeiger am 16. Februar 2011 fortgesetzt.)



Das Theater am Rathausplatz um 1900
iz-Foto

in den städtischen Akten, da die Genehmigung zur Saalmiete, auch der Aufführung, in der Kompetenz des Stadtrates lag. Immer strengere Auflagen bis hin zur Festlegung des Eintrittspreises wurden eingefordert.

Die Theaterentwicklung in Ingolstadt erhielt durch das Wirken der Jesuiten in Ingolstadt wichtige Impulse. Die Jesuitenpatres kamen 1549 nach Ingolstadt auf Geheiß des bayerischen Herzogs Wilhelms IV. und bauten im Laufe des 16. Jahrhunderts das große Kolleg der Oberdeutschen

1580 an das Münchener Jesuitengymnasium. 1586 ist Gretser erstmals in Ingolstadt. 1588 wird er Magister der Philosophie. Nach seiner Priesterweihe 1589 in Ingolstadt übertrug er und edierte er griechische Autoren und schrieb eine griechische Grammatik. Über hundert lateinische Werke entstanden, meist philologischen und kirchengeschichtlichen Inhalts.

Der Nachwelt bekannt sind vor allem die 23 lateinischen Schuldramen und seine Beiträge zur Gegenreformation. Sein Or-

Jesuiten entwickeln geistliche Theater-Tradition

Der junge Jesuit Jakob Bidermann (* 1578 in Ehingen/Donau; † 20. August 1639 in Rom) erlebte die Aufführung des „Udo“ in Ingolstadt und schrieb wenig später den „Cenodoxus – der Professor von Paris“ ganz in der Tradition Gretzers.

Der weltbekannte Arzt namens Cenodoxus lebt in Paris. Sein Diener heißt Dama der Laggey (=der Junge). Mariscus, ein Schmarotzer, besucht ihn oft und schmeichelt ihm. Eine höllische Furie, die Gleißneri, will den Doktor zum Bösen anleiten. Cenodoxus verachtet die Menschen, sieht nur sich selbst. Cenodoxophylax ist der Schutzengel von Cenodoxus, er versucht, ihn auf

Auseinandersetzung mit den Protestanten

400. Todestag des Theologen Hieronymus Torres / Lehrtätigkeit an der Theologischen Fakultät Ingolstadt (Teil 2)

■ Von Gerd Treffer (Fortsetzung des Beitrags aus den Historischen Blättern vom 23. Dezember 2010)

In Thomas Spechts „Geschichte der ehemaligen Universität Dillingen“ hieß es: „Am 20. Oktober kamen aus Rom 16 Jesuiten an, zu welchen sich später noch vier andere gesellten... Am 22. Oktober begannen die Jesuiten in den höheren und niederen Klassen die Lektionen... Die Lehrstühle wurden in folgender Weise besetzt: die Theologie dozierten Hieronymus, Torrens, ein Spanier...“

In Dillingen legte Torres 1564 die Professur ab und unterrichtete Exegese und scholastische Theologie. Dass er 1567 zeitgleich mit Pisa unter Druck geraten war, wurde bereits erwähnt und so bot sich der Tausch des streitbaren und strittigen Professorenpersonals an. „Als Lehrer der Theologie“, schreibt Thoelen, „vermied er spitzfindige Fragen, erklärte und bewies aber die Dogmen der

katholischen Religion mit großer Schärfe und Klarheit“.

Sechs Jahre lang unterrichtete Torres an der Hohen Schule zu Ingolstadt. Er galt als einer der führenden Theologen in der Auseinandersetzung mit den Protestanten und griff ihre Positionen in polemischen und pointierten Disputationen und Streitschriften scharf an, etwa den Tübinger Professor Wilhelm Bidenbach in seiner Scholia ex publicis praelectionibus von 1568. Auf eine fruchtbarere Seite von Torres Wirken hat Robert Larsson-Folger (im Biographischen Lexikon der Ludwig-Maximilians-Universität München) hingewiesen, nämlich auf Torres' Versuch, eine Parade auf den (aus seiner Sicht) „Missbrauch“ der Kirchenväter durch die Protestanten zu finden. Seine „Confessio Augustiniana“ versteht sich als Reaktion auf die „Vereinbarung“ des hl. Augustinus protestantischerseits. Torres benutzte Kontroverspunkte (in der zweiten Auflage: Köln, 1575, über-

schieb er die Titel mit Sätzen des Tridentinums) als „loci“, die er mit Material aus dem Werk des Kirchenvaters auffüllte. „Torres beschränkte sich dabei auf philologische Emendation, marginale Orientierungshilfen sowie auf einen thematischen Index mit Nachweis der Bibelstellen. Die mehrfach erweiterte und aufgelegte „Confessio“ bietet so eine Topographie der Lehre Augustins, die eine Reihe gleichartiger Schriften initiierte“ (Confessio Cypriana, Confessio Hieronymiana, Confessio Ambrosiana).

Bei Duhr heißt es, Torres habe sich als Schriftsteller durch die Confessio Augustiniana, ein 1567 zu Dillingen erschienenes Werk, das „solchen Anklang fand, dass es schon nach wenigen Monaten vergriffen war, einen Namen gemacht“. Er legte darin die Lehre des Hl. Augustinus bezüglich der Kontroverspunkte vor, und zwar nicht mit eigenen Worten (wie er selbst im Vorwort sagt), sondern durch gewissenhafte Her-

aushebung und genaue Anführung der klarsten Stellen von Augustinus selbst“.

Anlass zu dieser Arbeit gaben ihm „die vielen kurzen Lehrabrisse, in welchen die Protestanten mit vielfach verstümmelten und willkürlich zusammengewürfelten Stellen aus den Kirchenvätern, besonders aus dem hl. Augustinus, ihre Lehren zu stützen suchten“. Im Elogium des Torres heißt es über dieses Buch: „Qui unicus liber compluribus haereticis faciem praeluxit ad orthodoxam veritatem et agnoscam et amplectendam“.

Zweite Veranlassung war die Vielzahl von Bekenntnisschriften, die in verschiedenen Landesteilen von Katholiken wie Protestanten herausgegeben worden waren. Torres hielt es für angebracht, nunmehr eine Bekenntnisschrift zu veröffentlichen, „die sich nicht bloß auf die Autorität eines einzigen Fürsten oder einer Provinz, sondern auf viele und große Nationen, auf die ganze katholische Welt stützen konnte

und nicht ein Alter von 30 oder 40, sondern von 1000 Jahren besäße, dabei überall angenommen worden sei und den Irrlehren der Jahrhunderte getrotzt habe“ – wer besser also als Augustinus? Die Idee fand Anklang – und in der zweiten Ausgabe setzte Torres – wie erwähnt – auf Anraten angesehener Männer Sätze des Trienter Konzils als Kapitelüberschriften, „damit die Übereinstimmung der Lehre in der jetzigen und der alten Kirche umso besser zu Tage treten“. Bei der zweiten Auflage 1569 schrieb Torres:

„Gelehrte und fromme Männer haben gewünscht, ich möchte am Rande, wenn auch bloß durch Zitieren der Stelle, vermerken, dass auch Ambrosius, Hieronymus, Gregorius dasselbe lehren. Wir wissen aber, dass eine Confessio Hieronymiana schon fast fertig ist und bald erscheinen wird, und halten es auch für besser, dass von jedem der Kirchenväter eine eigene Bekenntnisschrift verfertigt werde“. Torres

Überlastung und gesundheitlicher Probleme nach Dillingen zurück. Bis 1584 lehrte er Moralthologie und Kasuistik. Nach einem Aufenthalt in Landsberg 1587 trat er dann 1588 in das neugegründete Kolleg von Regensburg ein. Hier blieb er als „Scriptor“ und „emeritus“ bis 1604/05. In Bernhard Duhrs „Geschichte der Jesuiten in den Ländern deutscher Zunge im XVI. Jahrhundert“ heißt es in Bezug auf die Regensburger Niederlassung: „Trotz aller Schwierigkeiten hatten die Jesuiten ihre Zahl langsam vermehrt. Zu Anfang des Jahres 1587 war noch Pater Wendelin Volck mit seinem Bruder nach Regensburg gekommen und zum Oberen der kleinen aus vier Köpfen bestehenden Niederlassung ernannt worden. Zu diesen stießen im folgenden Jahr (14. September 1588) noch zwei Priester, P. Konrad Vetter und P. Hieronymus Torres. Im Jahr 1589 stieg dann die Zahl der Jesuiten auf 13. Im September 1589 eröff-

Historische Blätter

Ingolstädter Heimatblätter · Jahrgang 1 · Ausgabe Nr. 1 · 2011

nete Simon Hiendl als erster Rektor des Kollegs die Regensburg Schule mit vier Lehrern und vier Klassen. Zugleich schlossen die Schotten ihre alte Schule und verwiesen ihre Schüler an die Jesuiten. Schon im nächsten Jahr zählten die Jesuiten 115 Schüler, darunter 46 Ordensleute – Benediktiner, Franziskaner, Dominikaner. Zwei Jahre später waren es fast 200 Schüler. Torres wird – angesichts seiner Vorbildung – daran lebhaften Anteil ge-

habt haben. Ebenso wird er an der Weihe der den Jesuiten übergebenen, restaurierten und 1592 geweihten Kirche Anteil gehabt haben.

Die neue Kirche hatte sieben Altäre und fasste wenigstens 5.000 Menschen. Der Provinzial Alber berichtete am 15. Oktober 1592 dem General über die Feierlichkeiten der Einweihung. Zur Disputation waren auch die 14 Prädikanten der Stadt eingeladen worden. Sie erschienen aber nicht.

„Am dritten Tage wurde ein Theaterstück aufgeführt (die Belehrung des Hl. Paulus), welches viele zu Tränen rührte. Alles ging gut von statten ohne jede Unruhe in der Stadt, obgleich die Prädikanten viel gegen den bevorstehenden Götzendienst der Jesuiten, so nannten sie die Einweihung, gepredigt hatten. Der Magistrat hat alles getan, um den Bau zu hindern: nicht einen Stein oder ein Brett wollte er geben oder verkaufen, ja sogar wollte

er wiederholt die Zimmerleute und Maurer an der Arbeit hindern; den Baumeister jagte er einmal aus der Stadt, so dass der Kaiser und der Herzog von Bayern ihre Autorität einsetzen mussten, um die Wiederrückkehr zu erwirken.“

Die Zahl der Jesuiten stieg im Jahre 1600 auf 23, darunter zwölf Priester. Torres starb am 9. Januar 1611 – vor 400 Jahren – in München. In Heinrich Thoenens „Menologium oder Lebensbilder aus der

Geschichte der deutschen Ordensprovinz der Gesellschaft Jesu“ von 1901 heißt es, er sei unter den „damals in Deutschland und wohl auch in der ganzen Gesellschaft Lebenden (der Letztgewesenen), welcher den hl. Ignatius noch persönlich gekannt und mit ihm verkehrt hatte“.

Thoenen würdigt ihn so: „Allein noch mehr zeichnete sich P. Torres durch gründliche Tugend aus. Die genaueste Beobachtung aller Ordensregeln

lag ihm so sehr am Herzen, dass er z.B. nie, auch nur mit einem Worte, die Vorschrift des Stillschweigens übertreten hat. Alles Irdische verachtete er, am meisten jedoch sich selbst, während er den Geist stets mit Gott vereinigt hielt, wie seine Haltung, sein Gang, sein Aussehen deutlich verriet. Niemals konnte er müßig sein und wollte daher, als er schon über achtzig Jahre alt zu München verweilte, auch noch seinen Anteil an den

gewöhnlichen Hausarbeiten haben. So erbat er sich vom Rektor das Amt, die wöchentlichen Hausunterrichten zu halten. Zwar gingen dem Greise die Kräfte dazu fast gänzlich ab, weshalb er mehr durch sein Beispiel als durch Beredsamkeit predigte. Doch hörte er erst damit auf, als ihm ein seliger Tod die glücklichen Augen schloss, mit denen er einst zu Rom den hl. Ignatius so gesehen, dass er ihn auch nachgeahmt hatte“.

Österreicher bombardieren die Stadt

Ingolstadt in der Hand der Österreicher / Der Österreichische Erbfolgekrieg (Teil 3)

■ Von Edmund J. Hausfelder

(Fortsetzung des Beitrags in den Historischen Blättern vom 23. Dezember 2010)

Nun allerdings plagte den General das schlechte Gewissen. Er gab zu bedenken, dass, sofern er nicht auf die Belagerer feuern lasse und ihre Schanzarbeiten nicht behindere, zunächst seine Artilleristen und Ingenieure, dann aber auch bald die gesamte Besatzung seine Absichten durchschauen würden und er dadurch seine Ehre verliere. Er ließ Bernklau um die Bewilligung bitten, einen Offizier an seinen König zu schicken, da er nicht glaube, dass dieser seine Truppen opfern wolle, nur um Bayern eine Festung zu erhalten. In etwa 10 bis 12 Tagen müsse dieser Offizier wieder zurück sein. Der Rittmeister war über diese Worte sehr entrüstet und verlangte zu seiner eigenen Rechtfertigung ein Schreiben, aus dem Bernklau die Absichten Grandvilles entnehmen könne. Der General tat ihm diesen Gefallen und setzte einen Brief auf, in dem er sorgsam alle Redewendungen vermied, die ihm zum Nachteil hätten ausgelegt werden können. Nur Bernklau, der schon vorher in alles eingeweiht war, konnte daraus erkennen, worum es wirklich ging. Dieser war klug genug einzusehen, dass er nur mit Gewalt ans Ziel kommen könne, denn eine Festung auszuhungern, die einen Überfluss an Mehl und Korn besaß und den Mangel an frischem Fleisch durch das Schlachten von Pferden ausglich, würde endlos dauern. Um aber mit Gewalt ans Ziel zu kommen, dafür „schiene ihm seine Mittel noch zu schwach.“ Er erlaubte dem General einerseits die Entsendung des Offiziers nach Frankreich und hoffte andererseits, noch schweres Geschütz aus Wien zu erhalten. Am 23. August ging Bernklau aus Wien der Befehl zu, sofort mit der Belagerung zu beginnen. Gleichzeitig wurde ihm mitgeteilt, dass er die erbetenen schweren Geschütze nicht erhalte. Bernklau schrieb zurück, dass er zwar dem Befehl Folge leisten werde, aber wenig Hoffnung habe, mit seinen 40 Geschützen die Festung zu erobern. Zu dieser Zeit standen ihm 16 Bataillone und einige hundert Husaren zur Verfügung. Diese Streitmacht wurde in der

zweiten Septemberhälfte bis auf 22 Bataillone und 11 Eskadronen vermindert.

Am 12. August hatten die 16.000 Österreicher unter dem Oberbefehl Bernklaus nachts sowohl beim Kreuztor als auch beim Feldkirchner Tor einen Angriff auf die Stadt unternommen, am 16. August erfolgte ein weiterer Angriff beim Feldkirchner Tor und beim Donautor. Vom 20. August an durfte in der Stadt keine Glocke mehr geläutet werden und bis zum 3. September auch keine Uhr mehr schlagen. Schon seit dem 18. Juli war das Wasser der Schutter abgegraben und die drei Mühlen vor der Stadt demoliert worden. Nachdem die Österreicher vor dem Feldkirchner Tor eine Schanze aufgerichtet und dorthin 5.000 Mann als Besatzung gelegt hatten, erfolgte von dort seit dem 27. August ein Dauerbeschuss auf dieses Bollwerk. Am 29. August kehrte der von Grandville nach Frankreich geschickte Offizier wieder zurück und wurde mit Bernklaus Genehmigung in die Festung geleitet. Am 31. August warfen die Feinde von 7.30 Uhr bis 21.00 Uhr von beiden Seiten der Donau aus mehr als 150 Bomben auf die Stadt. Die meisten dieser Geschosse fielen zwar in das Wasser, doch entstanden am Schloss, am Zeughaus, an der Roßmühle, am Ballhaus, im Sebastiansfriedhof, in der Gottesackerstraße, im Franziskanergarten und am Glockengießerhaus durchaus nicht geringe Schäden. Im letztgenannten Haus wurde ein französischer Offizier, der dort Quartier bezogen hatte und offensichtlich noch im Bett lag, durch ein Geschoss getötet.

Am Morgen des nächsten Tages schickte General Grandville zwei seiner Offiziere ins feindliche Lager, um wegen der Übergabe zu verhandeln. Da beide unverrichteter Dinge wieder zurückkehrten, begab er sich am Nachmittag selbst dorthin und konnte folgende Übereinkunft aushandeln: In einem Monat sollten Stadt und Festung Ingolstadt an die Österreicher übergeben werden, sofern bis dahin keine Entsatztruppen angelangt wären. Außerdem sollten die Franzosen mit all ihren Waffen freien Abzug erhalten. Da der erhoffte Entsatz nicht kam und die Lebensmittel knapp waren, begann man am 1. Oktober am Feldkirchner Tor mit

der Übergabe der Festung, obwohl der designierte Statthalter den französischen Kommandanten mit gezogener Pistole daran hindern wollte. Durch das Donautor zogen die französischen und bayerischen Truppen ab. Zwei Tage später war die Übergabe abgeschlossen.

Die Österreicher fanden in der Festung etwa 200 Kanonen und 5560 Zentner Pulver vor. Bernklau ließ zunächst in der Stadt bekanntmachen, dass die Sicherung des Eigentums gewährt werde, doch schon am nächsten Tag begann man damit, unter verschiedenen Vorwänden Kontributionen zu erheben. So mussten dem General 4000 Gulden in bar ausgehändigt werden, seinen drei Adjutanten 316 Gulden 40 Kreuzer und dem Regimentsquartiermeister 51 Gulden. Am 18. Oktober mussten an Bernklau weitere 1500 Gulden gegeben werden. Außerdem veranstaltete er für seine Offiziere einen Ball, der die Stadt nochmals 457 Gulden 15 Kreuzer kostete. Die Österreicher verluden das gesamte noch brauchbare Kriegsgeschütz ab 30. Oktober auf Schiffe und transportierten es auf der Donau nach Wien. Am 26. November musste an Bernklau, der im Kaisheimer Haus residierte, ein „Tafelgeld“ in Höhe von 450 Gulden bezahlt werden. Ausgerechnet an Weihnachten ging er noch einen Schritt weiter. Er verlangte durch einen seiner Adjutanten von der Stadt eine Bestätigung, dass ihm alle geforderten Gelder freiwillig als Geschenk übergeben worden seien. Auf diesen fragwürdigen Handel ließen sich die Vertreter der Stadt aber nicht ein. Unter dem „gewaltsamen Drängen“ des Adjutanten bestätigte man lediglich, dass man das Gegebene nicht mehr zurückverlangen werde.

Zur Deckung der Kriegskosten wurde jedes Haus und jedes Grundstück in der Stadt mit einer dreiprozentigen Anlage belegt und daraus dem Präsidenten der österreichischen Administration, Sigmund Friedrich Graf Gaisruck, am 15. November 6000 Gulden bezahlt. In diesen schlimmen Tagen hatte die Stadt auch noch den Tod des Bürgermeisters Veit Joseph Scheierl am 22. September zu beklagen. Am 27. September wurde der innere Rat Veit Kleydorfer zu sei-

nem Nachfolger gewählt. Im Jahr darauf wurde es nicht besser, im Gegenteil. Am 27. Januar 1744 starb Frauenpfarrer Maximilian Ferdinand Ignaz Plank. Am 14. April mussten an das Proviantamt 3000 Gulden abgeliefert werden, am 27. April verlangte man vom Rat weitere 10000 Gulden. War eine Zahlung erfolgt, so wurde innerhalb kürzester Zeit die Quittung zurückverlangt und dieselbe Summe noch einmal erpresst. Auch von einzelnen Einwohnern wurde Geld gefordert. So sollte Universitätsrektor Johann Peter Schiltberger 2000 Gulden, Moritzpfarrer Hertel 1500 Gulden und außerdem eine große Menge Getreide, Heu und Stroh, der Universitätskassner 4000 Gulden und die beiden Professoren Hermann Anton von Chlingensperg und Johann Jakob Treyling 2000 Gulden abliefern. Doch dem Pfarrer, dem Kastner und Professor Schiltberger gelang die Flucht ins benachbarte Ausland, auch Professor Franz Anton Ferdinand Stebler hatte sich den Fliehenden angeschlossen. So kam es, dass sich die Österreicher schließlich mit 500 Gulden von Chlingensperg und 400 Gulden von Treyling zufrieden geben mussten. Eine höchst zweifelhafte Rolle spielte bei den Kontributionszahlungen der Mautner von Aretin. Auf sein Anstiften hin verlangte man am 23. August von den acht inneren Räten die Zahlung von weiteren 16.000 Gulden. Diese hohe Summe konnte tatsächlich beigebracht werden.

Im Juni war Graf Gaisruck in die Stadt gekommen und hatte von den Bewohnern im Namen der Königin Maria Theresia den „Eid der Treue und des Gehorsams“ verlangt. Am 30. Juni leisteten der Stadtmagistrat und die Professoren notgedrungen den Eid, am 3. Juli die Bürgerschaft und am 16. Juli die außerhalb der Stadtmauern ansässigen Bürger.

Am Fest des Heiligen Mauritius kam es in der Moritzpfarre zu einem beinahe tragischen Zwischenfall. Am Morgen dieses 22. September entrollte Mesner Sutor aus alten Gewohnheit auf dem Turm der Pfarrkirche die Fahne. Dies wurde ihm von den Besitzern als Verrat ausgelegt und der arme Mann sollte dafür angeblich sogar zum Tod durch

den Strang verurteilt werden. Zum Glück konnte die Ehefrau des Mesners eine gewisse Geldsumme aufreiben und dadurch die angedrohte Todesstrafe abwenden.

Am 9. Oktober ließ General Roth, der Nachfolger Bernklaus, der Bürgerschaft bekanntgeben, dass „bei Leib- und Lebensstrafe“ aller Schriftverkehr und alle nächtlichen Zusammenkünfte unterbleiben sollten. Sogar untertags durften sich höchstens vier Personen auf der Straße treffen. Bei Einbruch der Dunkelheit mussten Lichter oder Pechpfannen angezündet werden. Außerdem durften die Bewohner nichts von den Soldaten einhandeln und nichts aus der Stadt verkaufen.

Am 16. Oktober starb Bürgermeister Johann Balthasar Scherer. Drei Tage später wurde aus dem inneren Rat Johann Leonhard Weiß zum Nachfolger gewählt. Der Rat der Stadt tagte in diesen unsicheren Zeiten meist nur sehr kurz. Diese Zusammenkünfte wurden in der Regel als „Konferenz“ bezeichnet. Die Zusammenkunft am 19. Oktober wegen der Wahl von Bürgermeister Weiß fand nicht einmal im Rathaus, sondern in der Wohnung von Bürgermeister Kleydorfer statt.

Am 20. Oktober befahl Roth den Bürgern, sich für den ganzen Winter mit Lebensmittel- und Holzvorräten zu versorgen. Niemand dürfe erwarten, aus den Magazinen etwas zu bekommen. Er erklärte unmissverständlich, dass er alle Mittel anwenden würde, um die Festung zu halten, ja sogar notfalls Häuser abreißen und „Mäuse und Ratten fressen lassen“ werde. Nicht einmal durch Aushungerung werde er sich dazu verleiten lassen, die Festung zu übergeben.

Die Österreicher werden rabiat

Um den wütenden General etwas zu besänftigen, begab sich Bürgermeister Ignaz Christoph Matthis zu ihm und übergab in einem seidenen Beutel 100 Dukaten als „Don gratuit“ mit den Worten, diese „kleine Erkenntlichkeit der armen Bürger Ingolstadts in Gnaden“ anzunehmen. Dem General war dies zu wenig und er geriet über diese gut gemeinte Geste in einen so heftigen Zorn, dass er den Beutel nahm und ihn dem Bürgermeister an den Kopf

warf. Schließlich aber sah er wohl ein, dass er nicht mehr bekommen könne, hob den Beutel wieder auf und steckte ihn ein.

Schon bei der Übergabe der Festung war den Bürgern befohlen worden, sämtliche Waffen abzuliefern. Der Magistrat verschwiegte jedoch hartnäckig die Waffen im bürgerlichen Zeughaus, obwohl Kommandant Roth immer wieder, sogar bei Henkersstrafe, befohlen hatte, verborgene Waffen anzuzeigen. Schließlich fand sich ein Verräter, der den Österreichern die Existenz dieser Waffen übermittelte. Unverzüglich ließ der General alle vier Bürgermeister, die vier inneren Räte, den Stadtschreiber und die elf äußeren Räte verhaften, in Ketten legen und in den Kerker werfen. Ein Militärgericht wurde eingesetzt, das am 28. Oktober um vier Uhr früh vor der Stadtschreiberei am Rathausplatz einen Schnellgalgen errichten ließ. Am folgenden Tag wurden auch vor jedem Stadttor Galgen aufgestellt. Noch am 28. Oktober wurden von den eingekerkerten Ratsherren bzw. von deren Ehefrauen 2.000 Gulden bezahlt. Da Roth einsah, dass es ohne ein Mindestmaß an Verwaltung nicht weitergehen konnte, ließ er vier der Männer frei und setzte die inneren Räte Franz Angermüller und Joseph Weitnauer als Bürgermeister und die äußeren Räte Johann Adam Schleussinger und Martin Richard Heuzer als Einquartierungskommissäre ein. Schließlich öffneten sich auch für die übrigen Ratsmitglieder die Gefängnistore, ohne dass etwas über die Höhe der weiteren „Geldgeschenke“ bekannt wurde.

Angestellten Berechnungen zufolge betrug der Schaden, den die Stadt damals erlitt, mehr als 300.000 Gulden, von den persönlichen Drangsalen der Bürger gar nicht zu reden. Am 1. November konnten sich die Ratsmitglieder nachmittags um 5 Uhr bereits wieder zu einer Konferenz treffen, der am 13. November wieder eine reguläre Sitzung folgte. Von einer geräumigen Zeit, die die Ratsherren in ihrem Kerker zubringen mussten, wie Ostermair schreibt, kann also nicht die Rede sein. Am 20. Januar 1745 starb Kaiser Karl VII. Sein Sohn, der neue Kurfürst Max III. Joseph, ließ unverzüglich

Friedensverhandlungen mit Österreich aufnehmen, die schließlich am 22. April mit dem ersehnten Frieden von Füssen ihren Abschluss fanden. Am 26. April überbrachte Professor Engelbert Belys SJ die frohe Nachricht nach Ingolstadt. Dieser hatte bereits im Herbst des Vorjahres eine Professur an der Universität erhalten, sie wegen der kriegerischen Ereignisse jedoch nicht antreten können, da er nicht in die Stadt gelassen wurde. So hatte er sich bisher in Augsburg aufgehalten. Nun konnte er am 30. April endlich sein neues Amt übernehmen. Am 1. Mai wurde auch dem General Raymond offiziell das Statthalteramt übertragen. Gleichwohl musste die Stadt noch im Mai an Oberst von Krottendorf ein „Tafelgeld“ in Höhe von 476 Gulden bezahlen und außerdem 16 Pfund Wachskerzen beschaffen.

Ferdinand Balthasar Ecker konnte im Juli endlich sein Amt als neuer Frauenpfarrer antreten, in das er bereits vor anderthalb Jahren eingesetzt worden war, und mit der Rückkehr von Moritzpfarrer Hertel am 9. August waren alle Exilanten wieder in ihrer Heimat eingetroffen. Am 20. September wurden die von den Österreichern errichteten Galgen durch den Scharfrichterknecht dem Erdboden gleichgemacht. Am 4. Oktober wurde Maria Theresias Gatte, Franz Stephan von Lothringen, als Franz I. in Frankfurt zum Kaiser gewählt. Erst am 18. Oktober verließ die letzte Abteilung der österreichischen Besatzungstruppen die Festung Ingolstadt. Zwei Tage später führen der neue Kaiser und seine Gemahlin morgens um 9 Uhr auf der Donau an Ingolstadt vorüber, ohne hier Halt zu machen. Nachdem man in den zurückliegenden Monaten von den Besitzern derart geschunden worden war, hatte man seitens der Bürger gehofft, dass das Paar aussteige, um hier quasi als Geste des guten Willens kurz Station zu machen. Aber diese Erwartungen wurden leider nicht erfüllt. Der Chronist vermerkt dies mit den lapidaren Worten: „... führen der neue Kaiser und die Kaiserin an unsern Stadtmauern auf der Donau vorbei, und setzten, ohne hier auszusteigen, wie man es doch vermutet hatte, ihre Schifffahrt nach Wien fort.“

Impressum

Herausgeber: Dr. Gerd Treffer, Redaktion: Stadtarchiv Ingolstadt, Bilder: Stadtarchiv Ingolstadt.